

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

55.

Dienstag, am 7. Mai 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Der Kosakensänger.

(Nach Czajkowski's Erzählungen.)

Wo wild in seinem Fall der Dnjeper schäumt,  
Im Kampfe mit dem Wolf das Roß sich bäumt,  
In Selowici's hochberühmter Feste,  
Im reichgeschmückten, kalmusbust'gen Saal,  
Bei frohem Feit, bei schäumendem Pokal  
Sitzt bunt die Schaar der edlen Gäste.

Oft ging der volle Becher schon im Kreis,  
Und manches Lied klang zu der Schönheit Preis  
Und hallte tief in Aller Herzen wieder:  
An altes Lieben dacht' der Greis zurück,  
Auf seine Schöne fiel des Jünglings Blick,  
Erröthend sah'n die Mädchen nieder.

Da tritt der Sänger in die Halle ein,  
Des Grafen Liebling, schlank und jung und fein,  
Im bunten, schimmernden Kosakenkleide;  
Die goldne Laute trägt er in der Hand,  
Geschmückt mit manchem roth und weißen Band,  
Das ihm der Frauen Liebe weihete.

Und seinen Becher heut der Graf ihm dar  
Und streichelt ihm der Locken blondes Haar,  
Die reich herab den stolzen Nacken gleiten,  
Und Todesstille herrscht im weiten Saal,  
Vergessen steht der lockende Pokal,  
Der Sänger schlägt die Silbersaiten:

„Was zittert durch die Nacht und stöhnt und braust?  
Ist's nur der Sturm, der durch die Steppe faust,  
Heult nur der Wolf die wohlbekanntnen Weisen?  
Flieht nur ein Roß verschüchtert zum Tabun,  
Zum Schilf des Dnjepers nur ein Wasserhuhn?  
Nein, Stimmgewirr ist's, Klang von Eisen.“

„O Konotop! Ha, wie die Pauke dröhnt,  
Ha, wie zehntausendsach zum Himmel tönt  
Der Morgengruß der Zaporoger Söhne!  
Dort sprengt Wyhowski an, der Lechenspreß,  
Und um ihn her, auf windesschnellem Roß,  
Die Atamane der Kurene.“ \*)

„Sein Säbel blüht, da zittert das Gefild  
Vom Schlachtenruf, das rothe Banner schwillt,  
Der weiße Engel winkt zum Lanzenspiele.

\*) Die Obersten der Kosakenrepublik.

Auf, Steppensöhne, ob das Ross sich bäumt,  
Aus ihrem Bett gejagt die Desna schäumt,  
Den Todten thürmt sich die Mogile.“ \*)

„Das Gymbal hallt, es tönt des Hetmans Ruf,  
Da bebt der Boden von der Kofse Huf  
Und röthet sich von Moskowiterblute;  
Die Lanze saust, es schwirrt der Tartarpeil,  
Wyhowski's Kappe fliegt mit Windeseil,  
Und Bruchowjecki's weiße Stute.“ \*\*)

„Hei, Gott sei Ruhm! gewonnen ist die Schlacht,  
Zu Boden liegt Trubezkoj's stolze Macht,  
Ein Aehrenfeld von einem Wetterschlage;  
Frei ist das Land, der weiße Car besiegt,  
Und bis hinab zum Tartarlande fliegt  
Das Lied vom Kenotopertage.“

(Schluß folgt.)

### Der Spion.

Als Murat sich in Madrid befand, hatte er Depeschen an Junot zu schicken; sie waren von großer Wichtigkeit, aber alle Wege, die nach Lissabon führten, mit Guerillas und besonders mit den Truppen bedeckt, die von den wichtigsten Männern Spaniens in der Revolution befehligt wurden, und welche damals die Armee des Castagnos bildeten. Murat sprach von seiner Verlegenheit mit dem Baron von Stroganof, dem russischen Gesandten am spanischen Hofe, der in Madrid geblieben war. Man weiß, daß Rußland damals mit Frankreich in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Herr von Stroganof sagte zu dem Großherzog von Berg, nichts sei leichter auszuführen, als das, was er thun wolle. „Der Admiral Siniawin liegt in dem Hafen von Lissabon,“ sprach der Gesandte, „geben Sie mir den Klügsten von Ihren polnischen Lanciers; ich ziehe ihm eine russische Uniform an und gebe ihm Depeschen für den Admiral. Sie theilen ihm die

Ihrigen mündlich mit und Alles wird gut sein, wenn man ihn auch zwanzig Male zwischen hier und Lissabon anhält, denn die Insurgentenarmee wünscht zu sehr, unsere Neutralität zu erhalten, als daß sie selbst Veranlassung zu einem Bruche geben sollte.“

Murat war entzückt von diesem Mittel, das wirklich scharfsinnig genug war. Er trug dem Anführer der Polen, Krasinski, auf, ihm einen jungen, verständigen und muthigen Mann zu schicken. Solche Leute gab es unter den polnischen Lanciers gar Viele, und nur die Wahl konnte schwer werden. Zwei Tage nachher brachte der Chef dem Großherzoge von Berg einen jungen Mann aus seinem Corps, für den er mit seinem Kopfe bürgte. Er hieß Leckinski und zählte nur 18 Jahre.

Der Großherzog von Berg war bewegt, als er einen so jungen Mann einer gewissen Gefahr entgegenschicken sollte, denn wenn man ihn entdeckte, war sein Schicksal, der Tod, gewiß. Murat konnte nicht umhin, dem jungen Leckinski die Gefahr zu schildern, der er sich aussetze. Der junge Pole lächelte und antwortete ihm ehrerbietig: „Haben Eure Hoheit nur die Güte, mir die Befehle zu ertheilen, ich werde den Auftrag, womit Sie mich beehren wollen, so gut als möglich ausführen.“

Der Großherzog erkannte die Entschlossenheit des jungen Mannes und gab ihm seine Instruktionen. Der Baron von Stroganof händigte ihm seine Depeschen für den Admiral Siniawin aus, der junge Pole erhielt eine russische Uniform und machte sich auf den Weg nach Portugal.

Der Weg war, wie bereits erwähnt, von spanischen Truppen bedeckt. An den ersten beiden Tagen ging es recht gut, am dritten Nachmittags aber sah sich Leckinski von einem Haufen Spanier umringt, die ihm die Waffen abnahmen und ihn vor ihren Oberbefehlshaber führten. Zum Glück für den muthigen jungen Mann war es Castagnos selbst.

Wer aber auch der Befehlshaber sein mochte, der ihn in's Verhör nahm, Leckinski sah ein, daß er verloren sein würde, sobald man in ihm den französischen Soldaten erkenne. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, von Stund an kein

\*) Todtenhügel.

\*\*) Wyhowski und Bruchowjecki, die Anführer in der Schlacht bei Kenotop.

französisches Wort über seine Lippen gehen zu lassen und nur Russisch oder Deutsch zu reden, was er Beides gleich gut sprach.

Die Ausrufungen, welche die Wuth denen entriß, die ihn vor Castagnos schleppten, verriethen ihm das Schicksal, welches ihm bestimmt sei, und dann hatte der schreckliche Mord des Generals Mené unter den schrecklichsten Martern erst vor einigen Wochen stattgefunden, und reichte wohl hin, das Blut erstarren zu machen, denn der Tod selbst erschreckt ein muthiges Herz nicht; aber ihn in Folge ausgesuchter Qualen zu erdulden, ist mehr als die menschliche Kraft ertragen kann.

„Wer sind Sie?“ fragte Castagnos den jungen Polen in französischer Sprache, die er sehr geläufig sprach. Leckinski sah den Fragenden an, schüttelte mit dem Kopfe und antwortete deutsch, „ich verstehe es nicht.“ Castagnos verstand ihn und sprach ebenfalls deutsch, schien sich aber nicht länger mit dem Verhöre befassen zu wollen und ließ einen Offizier von seinem Stabe kommen, der es fortsetzte.

Der junge Pole antwortete abwechselnd Russisch und Deutsch, und hütete sich wohl, ein einziges französisches Wort entschlüpfen zu lassen. Dennoch konnte er ängstlich werden, denn er war in dem kleinen Zimmer von einer wahrhaft blutdürstigen Menge umgeben, die mit wilder Ungeduld den Ausspruch erwartete, daß er schuldig, d. h. ein Franzose sei, um über ihn herzufallen und ihn zu ermorden.

Die Aufregung wurde so groß, daß der General selbst sie nicht beherrschen konnte, durch ein Ereigniß, das ein Neß über den Unglücklichen warf, dem er nicht entgehen zu können schien. Ein Adjutant Castagnos', ein fanatisch patriotischer Mann, wie es deren in dem spanischen Kriege so viele gegeben hat, und der sich gleich im Anfange gegen Leckinski ausgesprochen und denselben einen französischen Spion genannt hatte, kam in den Saal, wo das Verhör stattfand, und führte am Arme einen Bauer in einer braunen Jacke und in dem hohen Hute mit der rothen Feder. Der Offizier drängte sich durch die Menge, stellte den Bauer vor den Polen und sagte: „Siehe diesen Mann wohl an und sage, ob es wahr ist, daß er ein Deutscher, ein Russe sei. Er ist ein

Spion, ich schwöre es bei meiner Seligkeit,“ setzte er hinzu und stampfte mit dem Fuße.

Unterdessen betrachtete der Bauer aufmerksam den jungen Polen, aber die Untersuchung dauerte nicht lange, kaum hatte er einige Blicke auf ihn geworfen, als sein Auge sich belebte und von gleichem Hasse strahlte. „Er ist ein Franzose, er ist ein Franzose!“ rief er und schlug die Hände zusammen, dann erzählte er, daß er vor einigen Wochen in Madrid gewesen sei, „und diesen Mann habe ich erkannt,“ fuhr er fort, „denn er nahm mir die Fourage ab und gab mir einen Schein. Als wir ihn fest genommen hatten, sagte ich zu meinen Kameraden: „das ist der französische Offizier, an den ich meinen Häcksel abgeliefert habe.“

Es war so. Castagnos sah wahrscheinlich die Wahrheit, aber er war ein edler Gegner und wollte nicht durch Blut das Gebäude der spanischen Freiheit zusammenhalten, das sich schöner und dauerhafter erhoben haben würde, wenn Männer wie er, La Romana, Palafox und einige Andere allein das Staatsschiff geleitet hätten. Er sah wohl, daß der junge Mann kein Russe sein konnte, aber er fürchtete die Ausschweifungen, denen man sich überlassen würde, wenn man in ihm den Franzosen erkannte. Er schlug vor, ihn seinen Weg fortsetzen zu lassen, denn Leckinski blieb dabei, daß er ein Russe sei und kein Wort Französisch verstehe. Bei dem ersten Worte aber, das der General hören ließ, erhoben sich hundert drohende Stimmen, und er hörte schon den Namen „Verräther“ aussprechen. Er konnte nicht mehr an Milde denken. „Aber wollt Ihr Euch einem Bruche mit Rußland aussetzen, dessen Neutralität wir so dringend nachsuchten?“ — „Nein!“ antworteten die Offiziere, „aber lassen Sie uns den Mann prüfen.“

Leckinski verstand Alles, denn auch die spanische Sprache war ihm nicht fremd. Er wurde in ein Gemach geführt, das dem schrecklichsten Kerker gleich. Als sich die Thüre hinter ihm schloß, hatte er bereits seit achtzehn Stunden keine Nahrung zu sich genommen; dazu denke man sich noch die Müdigkeit, den Schrecken seiner Lage, und man wird es wohl natürlich finden, daß der Unglückliche fast besinnungslos auf das Strohlager sank, das sich in einem Winkel des Gefäng-

nisses befand. Die Sonne war noch nicht untergegangen, er sah sie durch das kleine Fenster hoch oben an der Mauer, und ihr in dem schönen Estremadura so glänzendes Licht erfreute einige Zeit noch die Blicke des armen Gefangenen. Aber bald verschwand sie, der Himmel wurde düster; Finsterniß umhüllte Alles; Leckinski befand sich allein, seiner schrecklichen Lage gegenüber, und er beurtheilte sie, so wie sie war, fast ohne Hoffnung. Er besaß ohne Zweifel Muth, aber im achtzehnten Jahre zu sterben — das ist doch sehr jung. Er kämpfte einige Zeit mit den düstern Bildern, die ihm seine Phantasie vorhielt, dann aber siegte der Schlaf, und bald darauf sank er in so tiefen Schlummer, daß er fast dem Tode glich.

Er schlief seit etwa zwei Stunden, als sich die Thüre seines Kerkers langsam öffnete und Jemand vorsichtig hereintrat. Man hielt eine Hand vor das Licht der Lampe, um die Flamme zu verbergen, dann neigte man sich sanft über das Lager des Gefangenen; die Hand vor dem Lichte klopfte auf die Schulter Leckinski's und eine wohlklingende sanfte Frauenstimme sagte französisch zu ihm: „wollen Sie essen?“ Der junge Pole sprang, durch den Glanz des Lichtes, durch die Berührung der Hand und durch die Worte des jungen Mädchens geweckt, schnell auf und fragte, bei kaum geöffneten Augen, deutsch: „was will man von mir?“ — „Man gebe dem Manne sogleich zu essen,“ sagte Castagnos, als er das Resultat dieser ersten Prüfung erfuhr, „dann lasse man sein Pferd satteln und ihn seinen Weg fortsetzen. Er ist kein Franzose; wie hätte er sich in einem solchen Grade beherrschen können? Es ist unmöglich.“

Aber Castagnos war nicht allein. Man gab Leckinski wohl zu essen, aber sein Pferd wurde nicht gesattelt, und er blieb bis zum Morgen in seinem Gefängnisse. Dann führte man ihn an einen Ort, wo er die verstümmelten Leichname von zehn Franzosen sehen konnte, welche die Bauern von Truxillo ermordet hatten; hier ließ man ihn den ganzen Tag den Tod, einen schrecklichen Tod, fürchten. Unaufhörlich von Schlingen umgeben, von Ohren belauscht, die gierig nach einem Tone horchten, bewacht von scharfen Augen, die eine Bewegung erspähen wollten,

dachte der edle und muthige junge Mann an das Wort, das er gegeben, und keine einzige Bewegung, kein einziger Ton verräth, wer er sei. Endlich, nach mehreren Stunden grausamer Brüllungen, wurde er wieder in sein Gefängniß geführt und konnte in schrecklicher Muße über die Gefahr seiner Lage nachdenken.

„Meine Herren,“ sagte der General Castagnos, „ich fühle, wie Sie, die ganze Wichtigkeit, die Mittheilungen zwischen den verschiedenen Befehlshabern der französischen Armee in Spanien zu verhindern, aber in der Lage, in welcher sich jener Offizier befindet, können wir ihn auf die bloße Versicherung eines unserer Leute nicht als Spion behandeln. Der Mann kann sich irren, eine Aehnlichkeit kann ihn täuschen, und dann würden wir Mörder sein; dies wollen wir nicht, meine Herren.“

Der Offizier, welchem der Bauer seine Erklärung gemacht hatte, war einer jener leidenschaftlichen Männer, die sich mit der Lage selbst verwechseln, welche sie herbeigeführt haben. Er hatte nun einmal die Idee gefaßt, der Mann ist ein französischer Spion und er muß sich für eine wichtige Person ausgeben; „und wäre er auch ein Russe,“ setzte er hinzu; „nun, die Russen sind die Verbündeten der Franzosen.“

Leckinski erblickte sich in seinem Kerker fast mit Vergnügen wieder, denn beinahe zwölf Stunden lang hatte er nur Galgen und verstümmelte blutige Leichname vor Augen gehabt.

Noch glaubte er an den geborstenen Mauern seines Gefängnisses die Schatten der Opfer zu sehen, die man ihm an den Bäumen am Wege gezeigt hatte. Unter diesen blutigen Bildern sank er von neuem in einen tiefen Schlaf, und mitten in diesem Schlummer öffnete sich wiederum langsam und leise die Thür. Man trat an sein Lager und dieselbe sanfte Stimme sprach zu ihm: „Stehen Sie auf und kommen Sie, man will Sie retten; Ihr Pferd steht bereit.“

Der muthige junge Mann wurde durch diese Töne geweckt und hatte Geistesgegenwart genug, deutsch zu antworten: „Was will man von mir?“

Als Castagnos diesen neuen Versuch und das Resultat erfuhr, sagte er: „der junge Russe ist ein edler junger Mann.“ Er hatte ihn wohl durchschaut, aber seine Meinung hatte keinen Ein-

fluß auf jene Commission, welche den Offizier durchaus schuldig finden wollte und ihn immer unschuldig fand.

Die Nacht, welche Leckinski zubrachte, war gräßlich. Am Morgen, als kaum die Sonne aufgegangen war, kamen vier Männer, und unter diesen jener, der ihn in Madrid gesehen haben wollte, um ihn vor eine Art Kriegsgericht zu führen. Auf dem kurzen Wege dahin stießen sie die schrecklichsten Drohungen gegen ihn aus, aber, treu seinem Entschlusse, schien er nichts zu verstehen.

Vor seinen Richtern fragte er, immer deutsch, wo sein Dolmetscher sei. Man ließ ihn kommen und das Verhör begann. Es handelte sich anfangs um seine Reise von Madrid nach Lissabon. Statt aller Antwort zeigte er die Depeschen des russischen Gesandten an den Admiral Sinjavin und seinen Paß. Gewiß, ohne das unglückliche Zusammentreffen mit dem Bauer, der behauptete, ihn in Madrid gesehen zu haben, würden diese Beweise mehr als hinreichend gewesen sein. Aber die Behauptung dieses Mannes, der mit außerordentlicher und, weil er Recht hatte, natürlicher Festigkeit dabei blieb, warf auf den jungen Polen ein Licht, nach dem ihn die leidenschaftlichen Männer als Spion ansahen, und seine Lage wurde also beunruhigend. Indessen blieb er fest bei seinen Aussagen und hütete sich, in seinen Antworten sich zu widersprechen. — „Fragt ihn,“ sagte endlich der Präsident der Commission, „ob er die Spanier liebt, da er nicht Franzose ist?“ Der Dolmetscher übersetzte die Frage.

„Ja, ohne Zweifel,“ antwortete Leckinski, „ich liebe die spanische Nation und achte sie wegen ihrer hingebenden Vaterlandsliebe. Ich wollte, die beiden Völker wären einig.“

„Mein Herr Obrist,“ sagte der Dolmetscher zu dem Präsidenten, „der Gefangene sagt, er hasse uns, weil wir den Krieg führten wie wahre Banditen, er verachte uns und bedauere nur, daß er nicht die ganze Nation in einen einzigen Mann vereinigen könne, um dem schrecklichen Kriege mit einem einzigen Streiche ein Ende zu machen.“

Während er so sprach, folgten alle Blicke jedem Ausdrucke des Gesichts des Gefangenen, um die Wirkung zu beurtheilen, welche die falsche

Uebersetzung des Dolmetschers auf ihn machen werde. Leckinski hatte sich aber, als er vor das Gericht trat, auf jede Prüfung gefaßt gemacht und sich noch einmal vorgenommen, alle Versuche an seiner Festigkeit scheitern zu lassen, und sein Gesicht blieb auch jetzt, als habe er nichts verstanden.

„Meine Herren,“ sagte der General Castagnos, der dieser Prüfung beizwohnte, die man ohne sein Vorwissen unternahm, „es scheint mir, als habe man den jungen Mann in falschem Verdachte. Der Bauer wird sich geirrt haben; man gebe dem Gefangenen seine Freiheit wieder und lasse ihn seinen Weg fortsetzen. Wenn er Rechenschaft von dem ablegt, was ihm geschehen ist, so möge er an die Gefahr unserer Lage denken und damit die Strenge entschuldigen, die wir anwenden müssen.“

Man gab Leckinski seine Waffen und seine Depeschen zurück, stellte ihm einen Paß aus, und der edle junge Mann ging also siegreich aus der gewiß stärksten Prüfung hervor, welcher man einen Menschen unterwerfen kann. Er kam nach Lissabon, vollzog seinen Auftrag und wollte selbst nach Madrid zurückkehren, aber Junot erlaubte es ihm nicht.

Friedrich Trautmann.

### Friedrich II. und der alte Topf.

Es war im August 1761, als Friedrich II. sich bei Schweidnitz aufgestellt hatte. Auf dem Kirchhofe in Zauernick sollte eine Redoute angelegt werden und jedes Regiment mußte eine Anzahl Leute abgeben, um unter der Aufsicht eines Offiziers daran zu arbeiten. Beim Graben fanden sie einen alten Topf, den sie, ohne darauf zu achten, ausschaufelten und hinwarfen, wo er aber zerbrach und nun bemerken ließ, daß Geld darin sei. Schon wollten sie nach demselben greifen, als sie der Offizier wegtrieb und den Topf in Beschlag nahm, indem er ihnen die Versicherung gab, daß der ganze Inhalt unter sie redlich getheilt werden sollte, so wie sie abgelöst sein würden. Die Leute waren damit zufrieden ge-

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz im März.

stellt, der Topf ward in die Kirche gebracht, aber der Offizier benutzte den nächsten günstigen Augenblick, wo er sich unbemerkt in die Kirche schleichen konnte. Hier zog er die Strümpfe aus und die Stiefeln an die bloßen Füße, um alles Silbergeld aus dem Topfe hineinzuschütten, indem er seine Strümpfe auf den Boden des Topfes legte und darüber die verschmälzte Kupfermünze schüttete. Die Ablösung war kaum vorbei, als die Mannschaft vom Offizier die Auslieferung des Topfes verlangte, welche auch sogleich erfolgte, aber freilich der Erwartung so wenig zusagte, daß sich die höchste Unzufriedenheit geltend machte, und der Offizier mit dem Stocke drohte. Gerade in diesem Augenblicke kam der König geritten. „Was giebt's hier?“ fragte er. Die Soldaten erzählten die ganze Sache. — „Zeigt mal das Geld und die Lumpen her!“ rief er. Ein alter Grenadier hielt die Lumpen, d. h. die Strümpfe, in der Hand. „Si Lumpen sind's nicht!“ sagte er. „Es sind ein paar Strümpfe und ein Name ist hinein genäht!“ Der König sah den letztern im Augenblick. „Lieutenant, wie heißt Er denn?“ fragte er den Offizier, der sich so schrecklich verrathen sah. Er konnte nicht ausweichen. „Gut,“ fuhr Friedrich II. fort, „so gehört offenbar der Schatz Ihm; Seine Vorfahren haben ihn hier eingegraben und die Strümpfe dazu gelegt; der Name ist ja so deutlich zu lesen, als ob er heute erst eingenäht worden wäre! — Und Ihr, Leute, Euch will ich was sagen!“ wendete er sich zu den Soldaten; „laßt Ihr dem Lieutenant seine Strümpfe und das Geld; ich fülle Euch den Topf mit Zweigroschenstücken, und diese theilt Euch unter einander; seid Ihr dies zufrieden?“ — „Ja! Ja!“ war der allgemeine Schrei, und die Leute konnten auch zufrieden sein, da die Silbermünzen nach aller Art meist ganz dünne Bleche gewesen waren. Der König hatte zugleich den Offizier zum mindesten vor der Militärstrafe gerettet, wenn er ihn auch nicht vor der Schmach und Schande schützen konnte. \*)

\*) Die wohl ziemlich, wo nicht ganz unbekanntes Anekdote findet sich in: Frederik the Great, his Court and his Time, London 1842. IV. Tom.

Das Reich der Narrheit hat dieses Jahr wieder seine volle zwei Monate hier gedauert, und der Thorheit wurde gehuldigt, wie noch nie zuvor. Es fehlte natürlich an Moralisten nicht, die da jammerten, die Zeit sei zu ernst für dieses buntscheckige Treiben, zumal wenn es so einen guten Theil des Jahres umfasse, wie hier. Allein das sind verlorene Klagen, verlorene Worte. Der achte Mainzer Faschingsbruder hält gerade den Ernst der Zeit sehr geeignet für die souveräne Thorheit. Das Leben ist ein Carneval ohne Humor, Thorheiten in Fülle, auch das bunte Durcheinander fehlt nicht, Wünsche und Bestrebungen durchkreuzen sich, und wohl dem, der in diesem Wirrwarr den Kopf oben hält und gesunde Sinne und einen fröhlichen Muth! Wie anders ist es im wirklichen Carneval. Da begehnen wir unsre Thorheiten con amore, perfrägen das Leben, das uns das Jahr hindurch so oft beugt und verstimmt, sind heiter, frei und selig und zaubern uns ein Paradies herunter auf diese schaaale Erde. Freilich die Enttäuschung bleibt nicht aus, und das allein ist die Tragik des Carnevals. Wie die Harlequinsmaske fällt, packt uns wieder das wirkliche Leben mit seinen groben Fäusten und zieht uns hinein in den Strudel, wo es Mühen giebt und Laster, Sorgen und Schweiß. —

Nach diesem Eingang eröffne ich vor Ihnen das Tableau des Festes der diesjährigen drei Faschingsstage; denn was von Neujahr bis Faschnacht Faschingsartiges hier vorkommt, gehört zu den Präludien der drei Tage, und die unzählige Reihe der Bälle und Soireen, die man sonst zu den Faschingsbelustigungen zählte, gehören seit der neuen Carnevalsära nicht mehr zu denselben. —

Neben wir zuerst vom großen Zuge am Faschingsmontage. Die Hauptidee desselben war eine Perfrägen der Verkehrtheiten des neunzehnten Jahrhunderts, ein reiches Feld für die Carnevalsfatyre. Was zuerst die Neuzeit darbietet an Schwächen und Citelkeiten, fand vor allen Dingen seine Andeutung. Voran die Anbesung des goldnen Kalbes, versinnlicht durch die Repräsentanten der Geldmacht unsrer Zeit. Dieser Gruppe folgte das Chaos der modernen Literatur und Poesie, die Zerrißtheit, der Weltjchmerz, die Cameraderie, die Manuscripten- und Makulaturfluth unsrerer Tage, die Schreiblosigkeit, die Breittretung des unreifen und unfruchtbaren Talents in allen Zweigen der schönen Literatur. Jetzt kamen die socialen Lächerlichkeiten, die Frauenemancipationsjucht, die lächerliche Scheu gegen den freien Gedanken, der nach Lust und Deffentlichkeit strebt, die ewige Sehnsucht nach neuen Ideen in einer ganz und gar materiellen Zeit, darge-

stellt durch die Vereins- und Actiensucht, die Räthsel der besten Erziehungs- und Regierungskunst. Alle diese socialen Zustände waren freilich nur leise angedeutet, denn der Faschingszug soll und darf nicht verlegen, ihm genügt, an den Gebrechen der Gesellschaft nur die harmlose Seite des Scherzes herauszustellen, und diesen Zweck haben besagte Gruppen vortrefflich erreicht. — Eine der ergößlichsten Gruppen im Zuge bildete die Perfflage des Hyper-Virtuosenthums, dargestellt durch Franz Liszt, Fanny Glöckler und die beiden Milanollo's. Seht ihr dort den Günstling Apello's, den schwertungürtesten Klavierdämon Liszt? Er hätte ein Gott sein können und wird Heching'scher Hofrath! Seht ihr Terpsichore Glöckler? Sie hat durch einige reizende Fußbewegungen die alte und die neue Welt erobert, in denen die größten Geister schon verhungerten. Eben so haben diese beiden Virtuosenkinder Milanollo durch ein reizendes Pizzicato das eiste Wunder bewirkt, sie haben die Deutschen kunstverrückt und kunstberauscht gemacht, sie, die erst dufelig zu werden pflegen, wenn andere Völker bereits längst im Rausche liegen, wie Börne sagt. In solchen Contrasten liegt das Pikante unsrer Zeit, sie sind für die carnevalistische Perfflage wie geschaffen, und sie wurden geschickt ausgebeutet im Zuge.

Wieder folgte eine Reihe von Gruppen, die nicht so direct auf die Gegenwart anspielten. Zuerst der Olymp und die Olympbewohner, denen diesmal die Ehre der Theilnahme am Zuge widerfuhr, weil sie im Narrenschauspiel für die Erde gewonnen wurden. Vom Olymp kamen wir sodann in den Rauchqualm des Hans Dampf, der im Zuge, wie im Leben, den meisten Spektakel machte. Von der Höhe des ersfindungsreichen Jahrhunderts mit seiner ewigen Unruhe gelangten wir ferner in die süße und fade Breizeit eines Geschlechts der Schlaraffen, das eingefriedet lebt in seiner Nüchternheit und Dunkelheit. Auf diese Weise

war im Zuge für Abwechslung des Alten mit dem Neuen auf das überraschendste gesorgt. Endlich verdienen noch folgende Gruppen einer Erwähnung: 1) Die Großmutter des Prinzen Carneval mit den fürstlichen Epigonen. Die alte Matrone, Erzeugerin so vieler Schnaken und Späße seit Erschaffung der Welt, saß da wie die verkörperte Behaglichkeit, gleichsam als zögen die Menschengeschlechter, die sie erheitert hatte, dankerfüllt noch einmal vor ihrem Strahlenblicke vorüber. 2) Die Gruppe des Prinzen Carneval mit seinem großen und glänzenden Gefolge. 3) Die Gruppe der Gutsbrut, eine Versinnlichung der Mainzer Sage von den zwölf sitzengebliebenen Jungfrauen, die für ihr unfreiwilliges Solibat den schönen Lohn erhalten, den Hahn auf dem Dom, so oft er schmutzig ist, putzen zu dürfen. 4) Endlich die berittene und unberittene Ehrengarde des Prinzen Carneval, eine unüberwindliche Soldateska, die zwischen den Helden von Marengo und Krähwinkel in der Mitte steht. —

Diese einzelnen Parteen des Zugs, in ihrer ergößlichen Abwechslung dem Auge zugleich ein freundliches und pikantes Bild darbietend, durchwanderten in mehr als närrischer Ordnung am Faschings-Montage die Hauptstraßen unsrer Narrenstadt, und ergößten durch Spiele und Scherze, außer unserer Bevölkerung von 40,000 Menschen, auch noch 20,000 Fremde, denn an diesem Tage pilgert die ganze Umgegend nach Mainz und theilt den Taumel, der sich der alten Moguntia bemächtigt hat. Dann begab sich der Zug in die große Arena auf dem Marktplatz, wo der Scherz des Nummenschanzes sich vollendeter entfaltet, als im Verlaufe des Zugs. Hats hier ausgetobt, dann ist auch der Abend da, und die müden Faschingsjunker überlassen sich nun den Familienfestivitäten oder den Theatermaskeraden, die bis zum folgenden Morgen dauern.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

Dramaturgen-Jammer. \*) Wahrhaft betrüblich ist es, heutiges Tages über die Bühne zu schreiben. Täglich wälzen hunderte von Journalisten den Stein des Sisyphus den Berg hinauf, um ihn Abends wieder herunterrollen zu sehen. Es ist eine bittere Arbeit, aber freilich, wo ist der Ernst eines Lessing, die Unbesieglichkeit eines Börne unter unsern heutigen Theaterkritikern. Verkäufliche Winkelblätter sind für

Geld Jedermanns Bewunderer, bedeutende Journale öffnen ihre Spalten den Lohhubeleien elender Scribler, Schriftsteller werden von den Comödianten gefüttert und schreiben andern Tags lange und breite Artikel über sie, je nachdem der Burgunder gut gestossen. Ringe, Nadeln, Geschenke von Seiten der Schauspieler, Freibillets von Seiten der Intendanten bestimmen Lob und Tadel, nicht mehr Kunst und Leistung. Damen breiten ihre Netze aus und der Rezensent schreibt auf Gnad' oder Ungnade. Aber auch der Ehrliche kann nicht mehr ehrlich schreiben, denn tausend Rücksichten hemmen jedes freie Wort. Schreibt der Kritiker für ein Localblatt, so gebietet ihm der Hof, die Intendanten, die Gunst oder Ungunst, in der die Schauspieler stehen, strenge Grenzen seines Tadelns zu ziehen,

\*) Die Abendzeitung hat es sich zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, auf Handhabung einer ernstlichen, strengen, unbestochenen Kritik, namentlich auf der Bühnenleistungen in Deutschland hinzuwirken. Das obenstehende, einem trefflichen Aufsatze Edm. Söllers in den Hamburger Jahrbüchern Nr. 15. entnommene Fragment weist am besten die Nothwendigkeit jener Aufgabe nach.

Die Red.

damit ihm nicht die ganze Lebensbahn zerstört ist, eh' er sich's versieht. Schreibt der Kritiker Correspondenzen, so schränken ihn die Verhältnisse, in denen der Redacteur zum bezüglichen Theater steht, auf vielfache Weise ein, besonders, wenn der Redacteur selbst Schauspieldichter ist. — Der Rezensent sollte immer ein freier, unabhängiger Mann sein, der ebensowenig die Geschenke der Schauspieler, als die Freibillets der Intendanten braucht. Ebenso fehlt unsern Kritikern beinahe an allen Theatern die Kenntniß, die ästhetische Bildung. Sie machen nicht viel besser als die Comödianten auf der Bühne, mit Routine und Styl glauben sie, sei es gethan und darum ist auch nur einmal ein Typus eines ächten und allumfassenden Theaterkritikers dagewesen, — der Schreiber der hamburgischen Dramaturgie. Wenn in Hamburg nicht allein schon die Tradition große Künstler im Schauspiel bildet, so ist es Stuttgart nicht zu verargen, daß es ein schlechtes Ballet hat, trotz seiner großen Reminiscenzen. Dort haben die größten Schauspieler Eckhof und Schröder, hier die größten Tanzkünstler Roverre und Vestris gewirkt, dort haben die bedeutendsten Kritiker wie Lessing, Zimmermann und Schink, hier hat Roverre seine Briefe ausgearbeitet. — Dennoch ist, wie gesagt, Lessing der einzige ästhetisch gebildete Mann, der am Theater gewirkt hat. Tieck ist einseitig für's Alte eingenommen und seine Kritik hat nichts genützt am Dresdner Theater, wie uns Gutzkow zeigte. Für Tieck war gewissermaßen die dramaturgische Gelehrsamkeit ein Hinderniß. Börne hat mit seinem scharfen Verstande alles durchgeätzt, aber er selbst war nicht durch eine wissenschaftliche Kenntniß der Kunst gereinigt, sondern nur von einem glücklichen Naturtact geleitet; Zimmermann, obgleich Shakespeares Genius in hohem Grade anerkennend, fühlte sich mehr zur sinnigen Romantik der Spanier hingezogen, wie überhaupt in seinem Vorspieldichten, seinen Decorationen und lebenden Bildern besonders das Moment des Sinnigen, Geistreichen und Interessanten das rein einfach Künstlerische überwog. Freilich mußte er sich erst ein Publikum bilden und die Zeit seines dramaturgischen Wirkens war zu kurz; Rötischer, dessen großes Verdienst ich nicht hoch genug anschlagen kann, ist leider zu einseitiger Theoretiker, da seine Theaterkenntniß nur aus Reminiscenzen seiner frühern Berliner Periode und seine Technik nur aus Unterrichtsstunden eines dortigen Künstlers besteht. Jetzt lebt er fern in Bromberg, wo der Theaterboden nicht sehr fruchtbar sein wird; Lewald ist gewissermaßen die Rehrseite Rötischer's; Alles ist ihm auf praktischem Boden gewachsen, er hat kein anerkanntes Princip, er ist die gereifte Erfahrung und sein heller klarer Verstand kann ihm beinahe alles ersetzen, was ihm Mangel an größerer wissenschaftlicher Bildung versagt hat. Hier ist guter Boden, nur geht er nicht tief. Jedes Korn

wird aufgehen, nur kann der Baum seine Wurzeln nicht hinabsenken. Hier sind alle Kräfte vereinigt für den Kritiker, Empfänglichkeit und Offenheit, Erfahrung und Kenntniß der Technik bis in's kleinste Detail, Schärfe des Verstandes und Gewandtheit der Schrift, nur nicht geleitet von dem tieferen Verständniß der Aesthetik. — Doch was nützt am Ende auch all' unser kritisches Streben, das Publikum lohnt es nicht einmal. Sind nicht Lewalds hübsche „Theaterunterhaltungen“ aus Mangel an Theilnahme untergegangen, ebenso neuerdings das Album für Theater von Amalie Schoppe. Hat nicht die Theater-Revüe mit dem dritten Jahrgange, in welchem sie noch so kostbare Beiträge lieferte, zu erscheinen aufgehört? Das Publikum kann eine gesunde Kost gar nicht ertragen und ist zufrieden, an dem bezahlten und trivialen Gewäsche einer Wiener Theaterzeitung, u. s. w. — Würden wir heut' die Bibliothek unserer ersten Schauspieler mustern, ich bin gewiß, keine drei haben das Rötischer'sche Buch gelesen, von den Damen wollen wir es vollends gar nicht erwarten. Die meisten Künstler und Künstlerinnen hätten gewiß Mühe, sich durch die ihnen fremde philosophische Sprache durchzuarbeiten und dann läßt man's lieber ganz liegen und entschuldigt sich, es sei zu abstract. Wahrhaftig die Schauspieler sollten es aus Dankbarkeit lesen, denn Rötischer ist es, der unsrer Schauspielkunst das Ideal in leuchtendem Bilde vorgehalten, er ist es, der die Schauspielkunst „aus dem Bereich des instinctlichen Verhaltens, der vereinzeltten Beobachtungen und zerstreuten Bemerkungen in den Gedanken erhob und als ein organisches Ganze begriff“, der eine Architectonik dieser Kunst schuf, der den hohen Beruf derselben gegen die blöden, donquixotischen, freilich mit vielem Schein der Wahrheit geführten Angriffe eines Hebenstreit vertheidigte. — Daß heute auch noch ein Schauspieler an den hohen Mustern der Vorzeit lernen würde, läßt sich vollends gar nicht erwarten. Heute will man Effect, nicht mehr die laute Milch der Natur, man schlürft das Gift der Frivolität in vollen Zügen, es ist ja so süß. Wer studirt heute noch die Schriften eines Meyer über Schröder, Lessing, Iffland, Klingemann, Köchy, Rabbe, Sedendorf, Grabbe, Sievers; das Leben Garricks, Keans, Brandes, einer Clairon und Sophie Müller. Wer kennt das kleine Buch, das die Grundwahrheiten aller Schauspielkunst in kurzen, aber scharfen Umrissen gezeichnet enthält, und das ich hiemit allen Künstlern in's Gedächtniß zurückrufen möchte, Ludw. Riccoboni's und L. F. Schröders Vorschriften über Schauspielkunst, Leipzig 1821. Es ist eine Quelle unendlicher Belehrung für den Künstler. Möchte doch die deutsche Schauspielkunst sich an dem Studium dieser Helden verjüngen und gesundes Leben daraus schöpfen. So geläutert würden die Künstler auch Sinn für das Gold der Rötischer'schen Darstellung gewinnen.

Druck von Carl Rammig  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.